Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 10

Artikel: Die erste Liebe
Autor: Halbe, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667257

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

— das ist Verzweiflung. — Ich erkannte ihn jetzt. Alle vierzehn Nothelfer! Es war mein Vater. Ich fuhr in die Höhe. „Vater, Vater!“ schrie ich in meiner Angst, dem Anstürmenden entgegen.

Allein, er stürzte vorwärts. Das rauschende Wasser in der Nähe hatte meinen Schrei übertönt, und so konnte er mich auch nicht gewahren. Im nächsten Augenblick schon mußte er mir gegenüber erscheinen, konnte vorbeirasen. — Alle Gefahr vergessend, stürzte ich mich zum Flusse hinab. Dort mußte der Vater mich erblicken. Ich sprang, fiel, kletterte, überschlug mich. Jetzt stand ich am Wasser. Aber auch der Vater rannte bereits jenseits vorbei. Ich sehe ihn noch heute, die Haare zu Berg, Verzweiflung im Gesichte. Er achtete mich nicht. Er vernahm nicht meinen herzzerreißenden Ruf. Nicht hier suchte er seinen Sohn.

Da warf ich in meiner Seelenangst einen eigroßen Stein auf das andere Ufer. Gerade vor ihn hin rollte dieser. Im gleichen Augenblick gab ich einen Fingerpfiff. Plötzlich hielt nun der Vater im Laufe inne und gewahrte mich. Erschöpft fiel der arme Mann auf einen Stein und rang nach Atem.

In einigen Sprüngen stand ich an seiner Seite. „Mein Gott“, rief er, „ich wähnte dich ins Wasser gefallen, oder von einem Stein erschlagen, als ich dich zur gewöhnlichen Zeit nicht zurückkehren sah. Geh nie mehr diesen Weg!“

Mein Vater war streng, zuweilen hart gegen mich. Aber damals am Gletscherbach habe ich tief in seine Elternseele geblickt. Ich stand neben ihm in seiner langen und überaus schmerzlichen Krankheit; ich habe ihn sterben gesehen. Allein, ich bin überzeugt, jene Augenblicke am Gletscherbach sind ihm mehr als der Tod gewesen. Diesen Vorfall habe ich nie vergessen können.

Das Leben ist für wenige Menschen ein Spiel. Für viele ein Ringen. Für manche ein wundenschlagender, tödlicher Kampf. Der eine ist mit dem Panzer des Silbers und Goldes bewehrt. Der kraftstrotzende Hengst des Mutes trägt ihn in den Streit. Der andere weiß die tückischen Fallen der Hinterlist zu legen, die feinen Schlingen der List zu spannen, die Gruben des Betruges künstlich zu decken. Ein Dritter ist leicht bewaffnet. Der kann sich biegen und krümmen. Er schleicht heil durch die Ritzen und Netze der Gefahr, als schwebe ein geflügelter Genius über ihm und leere den Glücksbecher über seinen Pfad. Aber der großzahlmächtige Haufe der Lehensleute der Armut, der Besitzlosen ficht bloß mit seiner Arbeitsfaust, mit der primitiven Nagelkeule der Wahrheit und mit der spitzen Gabel des Witzes. Kein hauptschützender Helm, kein brustdeckender Harnisch, kein pfeilschnelles Roß steht ihm zu Gebote und schützt ihn vor ferntreffender Waffe und rettet ihn aus den feigen Maschen der ränkespinnenden List.

Mein Erdenweg war mehr krumm als gerade, mehr steil und holprig als eben und bequem. Aber zuweilen ragte ein Kreuzbalken an seinem Rande. Stumm und wehmütig blickt' ich zu ihm empor. In mir hob der Mut von neuem sein Haupt. Auch eine Verbotstafel stand hie und da. Ein Lust und Gewinn versprechender Nebenpfad lockte mich dahin. Da saß mein Vater warnend am Fuße der Tafel: „Geh nie diesen Weg!“ Sogar im Traume, im Strudel des Marktes sehe ich ihn plötzlich vor mir auf dem Steine nach Luft ringen, und sein besorgtes Vaterauge bittet: „Geh nicht diesen Weg!“

Wenn mein geistiges Auge den seligen Vater leidend sieht, dann ertappe ich mich allemal an irgend einem unredlichen Gedanken oder am Tore eines unreifen, verhängnisvollen Entschlusses.

Wenn ich auch mitunter in schwacher und unglücklicher Stunde vom rechten Pfade abgeirrt war, so ist es doch seine Stimme gewesen, die mich aufhielt und noch zur rechten Zeit nicht weiter ließ. „Kind“, vernahm meine Seele dann den selbst jenseits treuen und sorgenden Vater rufen, „Kind, geh' nie mehr diesen Weg!“

So schloß der Großhirte seine Geschichte.

Joh. Jak. Jehli.

Die erste Liebe.

Von Max Halbe.

Wenn ich ein Bild meiner Kusine Adele geben soll, so ist es wohl das Beste, es mit den Worten zu tun, die sich mir über sie aufdrängten, als ich vor neununddreißig Jahren mein Drama „Jugend“ schrieb. Es war damals seit jenem ersten Besuch in Griebenau (Rosenau) erst neun Jahre her, ich hatte sie inzwischen ein paar Mal gesehen, ihr Bild stand noch in starken Lebensfarben vor meiner Phantasie. Ich könnte es heute gewiß nicht ähnlicher, nicht treffender

malen, als ich es damals tat. Ich folge also jener Beschreibung aus jungen Tagen. Sie lautete:

„Annchen, seine (des Pfarrers) Nichte. Sie ist achtzehn Jahre alt. Ihre braunen Augen sind leicht verschleiert. Das aschblonde Haar fällt kraus und wirr in die Stirn. Es ist slawischer Schlag, das Gesicht rundlich, eine warme Fülle des Wuchses, naive Sinnlichkeit, etwas Empfangendes, weich Weibliches, Hingegebenes. Auch in der Art, wie sie sich trägt, gibt sich etwas Schmiegsames, Biegsames. Sie liebt bunte Farben. Um den Hals hat sie an einer Schnur ein kleines goldenes Kreuz."

Dies also war Kusine Adele, das Annchen der „Jugend", dessen Urbild sie war. Ich kam mir vom ersten Augenblick an, den ich im Pfarrhof von Griebenau zubrachte, wie verzaubert vor. Vielleicht war ich es schon die ganze Nacht gewesen und auch den Abend vorher, in dunkler Erwartung von etwas Besonderem, das mir bevorstehe. Aber was war es, das jetzt mit mir geschah? Das Besonderste und das Natürlichste, das es auf der Welt gibt, beides zugleich: die Liebe. Das große Wunder war über mich gekommen. Es war in mein Leben getreten, wie Geburt und Tod und alles Große und im Grunde Einmalige (trotz aller Wiederholung) in unser Leben zu treten pflegen: ganz einfach, ganz schlicht, ganz selbstverständlich und gerade durch seine Einfachheit, durch seine Selbstverständlichkeit am überzeugendsten. Wenn ich mir heute den Zustand zurückrufe, in dem ich mich damals als noch nicht Achtzehnjähriger befand, und mir die Frage vorlege, wie er an dieser Stelle, im Rahmen meiner Lebenserinnerungen, am besten sinnfällig zu machen und in ein Bild zu bringen sei, nachdem ich ihm doch bereits vor vierzig Jahren seine endgültige dichterische Gestalt verliehen habe, so kann die Antwort nur lauten, daß auf meiner heutigen Warte mir Selbstbescheidung geziemt. Jeder Versuch, „Jugend" noch einmal in erzählender Form schreiben zu wollen, wäre sinnlos und müßte mißlingen. Ich kann nichts tun, wie mir scheint, als einfach berichten, was geschah, und muß auf jedes Beiwerk verzichten. Vielleicht fügt sich aus solchen Farben und Tönen ein Bild zusammen, das den Reiz des Erlebnisses und der Wirklichkeit besitzt.

Es war äußerlich wenig genug, was geschah. Alles war nach innen gedrängt, war Stimmung des Augenblicks, unausgesprochenes Gefühl, war beredtes Schweigen, hastiges, stockendes Wort. Der dramatische Motor fehlte, der das Drama „Jugend" in Bewegung setzt. Wir waren unser nur drei im Pfarrhof, der Onkel, Adele und ich. Vielleicht hantierte noch eine Maruschka bei den Kochtöpfen. Ich erinnere mich ihrer nicht. Aber das Entscheidende: es war kein Kaplan und kein Amandus da. Sie sind erst lange Jahre später, als alles nur noch Melancholie und Erinnerung war, in die dramatische Vision eingetreten, haben ihr die markanten Diagonalen gegeben. In jenem Pfarrhof zu Griebenau ist kein Kampf, kein Auseinandersetzen gewesen, kein hartes oder böses Wort einander bestreitender Weltanschauungen ist gefallen. Höchstens einmal ein kleiner Zank hat stattgehabt, wie es unter Liebenden Brauch, seitdem die Welt besteht, und wie er zur Würze der Liebe gehört. Ansonsten war nichts in uns und um uns als schnell wirkender Zauber, den jeder vom Munde des andern trank. Versunkensein Auge in Auge, Blick in Blick, hingegebener Genuß der niemals wiederkehrenden Stunde, viel Kuchen, Kaffee und Ungarwein, Klavierspiel, Gesang und Wagenfahrten und erstes Frühlingsahnen.

Ich hatte nur drei Tage für Griebenau Zeit. Dies war von vornherein beschlossen, stand unzweifelhaft fest. Am vierten Tage mußte ich zum achtzigsten Geburtstage des Großvaters wieder in Dirschau sein. Vielleicht lag es an diesem strengen Zeitrahmen, daß alles sich so zusammendrängte und damit das dramatische Tempo annahm, das der Handlung im übrigen fehlte. An jenem ersten Morgen gesellte ich mich, wie ich ging und stand, zu Onkel und Kusine an den Kaffeetisch. Nicht lange, und der Onkel wurde abgerufen. Ein Sterbender in einem fern gelegenen Dorf der Pfarrei verlangte geistlichen Zuspruch. Wir beide Achtzehnjährige waren allein, Adele und ich. Es war ein verschleierter Vorfrühlingstag, nicht sonnenhell und nicht ganz trübe: die Stimmung, die jener schwermütigen Landschaft am besten zu Gesicht stand. Wir saßen nebeneinander auf dem Sofa und hielten uns bei den Händen. Als der Onkel gegen Mittag zurückkam, hatten wir uns alles gesagt. Aber unser Herz war dadurch nicht leichter, nur schwerer geworden. Wir hatten entdeckt, daß jeder von uns auf den andern gewartet hatte und beide alles so hatten

kommen sehen, wie es jetzt gekommen war. Der Onkel fragte, ob wir uns gut unterhalten hätten. Ich glaube, wir wurden beide rot, aber Adele war gewandter als ich und half mir mit einem Scherz aus der Verlegenheit.

Nachmittags spielte Adele Klavier, es war ein altes wohlklingendes Instrument, ich glaube, ein Tafelklavier; dazu sang sie mit ihrer hübschen Stimme polnische und deutsche Volkslieder, die mich tief ergriffen. Das alte „Lang lang ist's her" war auch dabei. Es gehört für mich untrennbar mit in das Bild jener drei märchenhaften Vorfrühlingstage im Pfarrhof zu Griebenau. Stets wenn ich es in einer Aufführung meiner „Jugend" erklingen höre, zieht es mich wie mit Geisterhänden zurück in das friedliche weltentlegene Pfarrhaus und die trauliche Wohnstube mit den Biedermeier-Möbeln, in der ich es vor bald fünfzig Jahren zum ersten Male von den Lippen des geliebten Mädchens vernahm.

Am Abend dieses ersten Tages fuhren wir im Verdeckwagen des Onkels zum Pfarrer von Nawra. Der Onkel und ich saßen rechts und links, Adele saß in der Mitte zwischen uns. Es dämmerte bereits, wurde dunkel, aber wäre es auch pechschwarze Nacht geworden, wir beiden hätten nichts dagegen gehabt. Leider war die Fahrt nur kurz. Der Pfarrer von Nawra war ein polnischer Herr, sehr liebenswürdig und verbindlich, mit dem mein Onkel, trotz des nationalen Gegensatzes, sich vortrefflich stand. Auch hier war wieder, neben Seelsorgerfragen und gutmütigem Nachbarnklatsch, Hauptthema Polnisch und Deutsch. Aber jeder Teil nahm sich sehr zusammen, dem andern nicht gar zu nahe zu treten. Ich wurde mit Interesse gewahr, daß auch der Onkel diplomatisch zugeknöpft sein konnte. Tokaier und Bordeaux beflügelten die Stimmung. Man aß vortrefflich, wie übrigens in Griebenau auch und überall hierzulande. Adele spielte wieder und sang. Meine Blicke hingen an ihr. Meine Gedanken flogen in eine nebelhaft ferne, rosenrote Zukunft voraus, die doch vom nahe bevorstehenden Abschiedsschmerz bereits ins Tragische gefärbt war. Die beiden geistlichen Herren rauchten ihre Zigarren, pokulierten fleißig dazu und setzten halblaut ihren amtsbrüderlichen Schwatz und Klatsch fort. Spät am Abend ging es nach Griebenau zurück. Die Fahrt erschien uns beiden noch kürzer als vorher. Der Onkel war friedlich eingenickt.

Am zweiten und dritten Tage wiederholte sich alles beinahe auf die gleiche Weise wie am Tage meiner Ankunft, nur daß der Onkel nicht gerade zum Kranken fuhr, aber doch wieder durch Beruf und Amt den ganzen Vormittag ferngehalten war und uns unserem Schicksal überließ. Wir steckten im Garten und Haus so viel zusammen, wie es nur ging, denn auch mein Bäschen hatte ja Hausfrauenpflichten. Das erste Radieschen fand sich im Beet, die Knöspchen der Fliederzweige spitzten aus dem Gebüsch. Ich schoß mit dem Tesching nach der Scheibe. Am Abend ging es nach Unislaw zum Dekan. Dort war die große Zuckerfabrik, viel deutsche Beamte und Angestellte. Auch der Dekan war ein Deutscher, ein großer starker Mann; es hieß, daß er gelegentlich mit den Polen paktiere. Empfang und Aufnahme waren wieder von der gleichen gastfreundlichen, beinahe überströmend herzlichen Weise, die dort des Landes der Brauch. Die nächtliche Heimfahrt war diesmal von längerer Dauer. Uns erschien sie immer noch kurz genug. Der Onkel nickte in noch tieferem Frieden als gestern.

Der letzte Tag meines Besuches im Pfarrhof von Griebenau war da und zog vorüber. Noch einmal durchlebte ich wie im Traum alle die kleinen Begebnisse, die mich gestern und vorgestern beglückt und entzückt hatten. Auch das Unscheinbare wurde bedeutungsvoll. Nichtiges wandelte sich in Wichtiges, denn die Stunde des Abschieds nahte heran. Eines Abschieds wer weiß auf wie lange, vielleicht für immer und alle Zeit. So mag es dem Sterbenden zumute sein, der noch einmal sein Leben vorüberziehen und alle die kleinen Dinge, die holden Nebensächlichkeiten dieser schönen Welt wie vom Glanz der scheidenden Abendsonne vergoldet sieht. Schon seit dem ersten Augenblick war dieses Bewußtsein von der Flüchtigkeit und Unwiederbringlichkeit der uns geschenkten Stunden mir nicht von der Seite gewichen; in den ersten Trunk aus dem Kelch des Glücks war schon die süße Bitternis des nahenden unentrinnlichen Abschieds gemischt gewesen. Wir beide wußten es; es war umsonst, sich dagegen zu wehren. Jetzt wie die Stunden flogen, krampften sich unsere Herzen, daß wir glaubten, wir ertrügen es nicht. Aber von außen war uns nichts anzusehen. Wir gingen im Garten nebeneinander hin und lachten vergnügt,

wenn wir dem brevierbetenden Onkel begegneten. Des Mittags bei Tisch wurde noch einmal das Lieblingsthema besprochen, ob Polnisch oder Deutsch. Meine Base spielte und sang: „Lang lang ist's her". Der Onkel summte seine Leibmelodie und schlug den Takt dazu. Des Abends kamen der Dekan von Unislaw und der Pfarrer von Nawra auf Besuch zu uns. Es wurde ein kleines Fest, auch zum Abschied für mich. Zum letztenmal funkelte der Ungarwein in den Gläsern. Wir alle stießen an und tranken auf meine Studentenzeit. Gegen Mitternacht ließen die beiden geistlichen Herren anspannen und verabschiedeten sich. Der Onkel begleitete sie hinaus. Adele und ich standen im Halbdunkel des Fensters und hielten uns noch einmal umschlungen. Es wurde nicht viel gesprochen. Ich glaube, uns beiden liefen die Tränen herunter. Am nächsten Morgen um fünf Uhr fuhr ich ab.

*

Max Halbe, der Dichter der „Jugend" hat seinen Grünen Heinrich geschrieben. Unter dem Titel „Scholle und Schicksal" erzählt er die Geschichte seines Lebens. Mit Erlaubnis des Verlags Knorr & Hirth, München entnehmen wir dem gut ausgestatteten Band (Fr. 6.50) die schlichte Erzählung seiner ersten Liebe, die der Vorwurf seines so erfolgreichen Dramas „Jugend" werden sollte.

Werdende Liebe.

Wir sitzen beisammen und sprechen gar viel
Von Dingen alltäglich und nichtig:
Das hat nicht Gehalt und hat nicht Ziel,
Und dennoch, wir nehmen es wichtig.

Du lächelst wie selig bei jedem Wort,
Das scherzend mein Mund dir verkündet;
Mich reißt dein kindisches Wesen fort,
Und weiter plaudr' ich entzündet.

Wie kann uns nur ein Nichts so hold
Die fliehenden Stunden schmücken?
Woher um uns nur Sonnengold
Und in uns nur Entzücken?

Ob laut aus der Brust uns der Jubel schon bricht,
Und ob's an die Stirn uns geschrieben:
Mein Kind, wir wissen's noch beide nicht,
Daß wir einander lieben.

Stephan Milow.

Ist die Jugend von heute glücklicher, als die von gestern?

Von Gert Schoenhoff.

Jugend! Welchen Zauber enthält dieses mystische Wort, bei dessen Klang eine eigene Welt vor unseren Augen ersteht, eine Welt, die man nur einmal im Leben sieht, in die man nie mehr zurückkehren kann, wenn man sie verlassen hat, in die man sich immer wieder vergebens zurücksehnt. Jugend ist nichts, wenn man sie besitzt; sie ist alles, wenn man sie verloren hat. —

Unsere Gegenwart hat den unschätzbaren Wert der Jugend wohl erkannt, und sie ist eifrig dabei, sich diese Erkenntnis zunutze zu machen. Wir stehen heute entschieden im Zeichen der Jugend. Das ist in allem und jedem ersichtlich.

Man bemüht sich in jeder Hinsicht, auf jede Weise, die Jugend solange als möglich festzuhalten, sie vorzutäuschen, wenn sie im Schwinden begriffen ist, sie zurückzuerobern, wenn man sie verloren hat. Unsere ganze heutige Lebensweise ist ein förmlicher Jugendkult. Kurze Röcke, schlanke Linie, Gymnastik, Schönheitspflege, Sport — all das sind mehr oder minder erfolgreiche Versuche, die Jugend zu erhalten. Wir haben heute eine Verehrung des Begriffes Jugend, wie wir kaum je eine Verehrung des Alters hatten, eine Verehrung, die fast schon an Vergötterung alles dessen ausartet, was jung ist.

Das zeigt sich am deutlichsten in der Stellung, die man der Jugend heute einräumt. Die Jugend von heute hat mehr Vorrechte, als die Jugend von gestern sie hatte. Die Jugend von heute darf denken, tun und lassen, was sie will. Man bemüht sich, ihr jeden Stein aus dem Wege zu räumen; man ebnet ihr alle Pfade; man spricht mit ihr über alles, läßt sie über alles sprechen; läßt sie an allem teilhaben, führt sie völlig in das Leben ein — in dieses gefährliche, vielgestaltige Leben, das nur voll und ganz begriffen werden kann, wenn es sich langsam erschließt. Die Jugend von heute weiß alles, kennt alles, darf alles, kann und tut alles.

Aber — ist sie darum glücklicher, die Jugend von heute, glücklicher als die von gestern, der soundsovieles verwehrt war, die langsam in das Mysterium des Lebens hineinwuchs, die allmählich zum Bewußtsein ihrer eigenen Kraft kam, die Schritt für Schritt sich das Feld ihres Lebens erobern mußte?

Schauen wir uns einmal unter der heutigen Jugend um! Sind diese jungen Leute von fünf-